

Henning Schluß

Zähl unterm Strich ICH?

„Unterm Strich, zähl ICH“ – so enden seit geraumer Zeit die Werbespots der Postbank in Deutschland. Die Sehnsucht nach dem ICH – die hier das Ausstellungsthema vorgibt – scheint dort als enthemmter Egoismus zu einem Wert an sich geworden zu sein, den ein Unternehmen wie die Post – das wir doch trotz vieler Skandale noch immer mit so etwas wie Gemeinwohl verbinden – mittels Public-Relation ins Land hinausruft und damit meint, Kunden – uns – für ihr Produkt interessieren zu können. Wir müssen uns fragen, ob die Deutschen mittlerweile so offen egoistisch sind, dass diese Werbung verfangen kann? Oder ist das Gemeinwohl doch da am besten aufgehoben, wo jeder nach seinem eigenen Vorteil strebt, wie schon Bernard Mandeville in seiner Fabel von den Bienen (Untertitel: *Private Laster, öffentliche Vorteile*) den Geist des Kapitalismus noch vor Adam Smith salonfähig machte? Der Staat der wenig tugendhaften Bienen prosperierte gerade dadurch, dass jede Biene nur an sich dachte. Der Moralapostel, der (unwahrscheinlicher Weise) den Bienenstaat zur tugendhaften Umkehr zu bewegen vermochte, sorgte dafür, dass vor lauter Tugend und Abneigung gegen Luxus und Verschwendung das Gemeinwesen verarmte.

Zugleich konnten wir jedoch in der Hochwasserbedrohung des Frühsommers 2013 überall eine Welle selbstloser Hilfsbereitschaft erleben. Menschen füllten Sandsäcke oft bis zur Erschöpfung, obwohl ihr Hab und Gut nicht betroffen war. Andere brachten Verpflegung, boten Unterkünfte an oder spendeten Geld. Eine Welle der Hilfsbereitschaft durchströmte ebenso die Länder wie die Flut. Spricht das nicht dafür, dass die „Sehnsucht nach dem Wir“ in mindestens gleicher Weise präsent ist?

Oder ist es so, dass wir im Wir, im Gegenüber, im dankbaren Gegenüber nur wieder uns selbst erkennen wollen? Dass die vorgebliche Sehnsucht nach dem Wir doch nur die verbrämte Sehnsucht nach dem ICH ist? Einem besseren ICH als das, das unterm Strich zählt, einem edlen ICH im Angesicht des auf dieses ICH angewiesenen Anderen?

Die Flut führt uns die Grenzen der menschlichen Macht schmerzlich vor Augen, schmerzlich vor allem auch deshalb, weil wir von alters her gewohnt sind, sie fast für unbegrenzt zu halten. Schon Sophokles lässt den Chor der thebanischen Alten in seiner Antigone singen:

„Ungeheuer ist viel.

Doch nichts Ungeheurer als der Mensch.

Denn der, über die Nacht

Des Meers, wenn gegen den Winter wehet

Der Südwind, fähret er aus

In geflügelten sausenden Häusern.“

Begrenzt wird die menschliche Macht bei Sophokles und bis heute für uns durch den Tod:

„Der Toten künftigen Ort nur

Zu fliehen weiß er nicht“.

Die Endlichkeit unseres Lebens begleitet uns wie unsere Auseinandersetzung mit der Welt. Die Begrenztheit unseres Seins hat Menschen immer wieder fragen lassen, wessen wir uns eigentlich gewiss sein können, inmitten der Zufälle des Lebens. Die Antwort auf diese Frage mit der vielleicht weitreichendsten Wirkungsgeschichte hat inmitten des 30-jährigen Krieges René Descartes gegeben. Sein wissenschaftliches Prinzip, an allem zu zweifeln, führte ihn dazu, auch die Sinneswahrnehmungen als Erkenntnisquelle zu bezweifeln. Die Sinne können uns täuschen. Aber auch das Denken kann uns in die Irre führen. Auch das Denken ist also zu bezweifeln. Unbezweifelbar aber ist, auch im Irrtum, dass ICH zweifle und somit, dass ICH bin, weil ICH zweifle: „Cogito ergo sum“. Mit diesem Grund-Satz der westlichen Philosophie wurde das ICH zum einzig Gewissen in einer Welt der Ungewissheit. Die Sehnsucht nach dem ICH ist damit immer auch eine Sehnsucht nach letzter, unhintergehbare Sicherheit. Das ICH ist damit der Archetypus des Menschen. Kant wird später sagen, es ist die Menschheit in der eigenen Person. Das ICH, der Mensch und die Menschheit sind damit aufs engste aneinander gebunden. Dieses ICH, das zweifelt, ist dabei kein leibliches ICH, sondern es ist durch die denkende Tätigkeit des Zweifelns konstituiert. Alle Materie - und somit auch der eigene Körper - steht diesem Denken gegenüber.

Auf dieses Gegenüber ist das ICH gleichwohl angewiesen. Anders als Fichte spricht Wilhelm von Humboldt in diesen Zusammenhängen nicht von ICH und Nicht-ICH, sondern vom Gegensatz von Mensch und Welt. Die Sehnsucht für Humboldt ist die Sehnsucht nach dem Mensch-ICH. Aber dieser Mensch kann nicht anders werden als in der Auseinandersetzung mit dem, was er nicht ist, mit der Welt. Auf sie muss er zugehen, auf sie sich einlassen, sich mit ihr auseinandersetzen und dann zu sich zurückkommen, verändert, verwandelt. Diesen Prozess der Arbeit am eigenen ICH, am Menschsein, in der Auseinandersetzung mit der Welt, die den Menschen, das ICH, verändert, beschreibt Humboldt als Bildung. Bildung, die bei Meister Eckart noch höchste Passivität bedeutete, Geschehenlassen der Bildung des Menschen nach dem Bilde Gottes, durch das Sich-Einlassen auf das Sein Gottes wird nun zu einer höchst aktiven, ja einer aggressiven Angelegenheit. Das ICH ist es, das tätig werden muss, das geschäftig in die Welt eingreift und die Erfahrungen, die es in der Welt macht, indem es reflektierend sich selbst bildet. Die Bildung bedarf keines höheren Wesens mehr, sondern eigener Kraft und Aktivität.

Dieser Sehnsucht nach dem ICH, nach dem Zu-Sich-Kommen, kann in den Bildern nachgespürt werden. Die Auseinandersetzung mit den Bildern von Menschen und dem Bild des eigenen Selbst als Muster des Menschen, der Menschheit, kann so selbst-bildend werden. Das Bild des Menschen, das Bild des Selbst ist **auf** der Grenze zwischen Mensch und Welt, zwischen ICH und Nicht-ICH. Einerseits ist es ein Reflex oder eine Projektion jenes ICHs, das selbst keine Materie haben kann. Andererseits ist es Teil der Welt, weil es als Materie schon immer außerhalb des ICH ist, sein Gegenüber.

Wir können die Bilder als Bildungsprozesse lesen, entweder als Ausdruck der Auseinandersetzung des Selbst mit der Welt, oder stärker noch, als diesen Prozess selbst, der im bildnerischen Gestalten selbst sich vollzieht: in der Aggression der Auseinandersetzung wie in der Zurückgezogenheit der Reflexion. In der Gestaltung des Bildes vom Menschen, des Bildes vom eigenen Selbst zumal, wird diese Bildungs-Dimension der Bilder nahezu unausweichlich.

Ob diese Sehnsucht nach dem ICH zur Identität führt, war bereits für Humboldt zweifelhaft. Als Sehnsucht entfaltet sie ihre Kraft in der Nichterfüllung. Die Einholung der Sehnsucht nach dem ICH wäre in dieser Lesart auch sein Ende. Das ICH ist so nur in der Sehnsucht seiner selbst.

Die Identität, die Erfüllung der Sehnsucht nach dem ICH, klingt bei Lorca so:

„...Und ich, unter Dächern,

welch flammender Engel versuch ich auf Suche zu sein!

Doch der Bogen aus Stuck,

so groß, unersichtlich, und so eng begrenzt!

ist ganz ohne Qual.“

Der Qual der Nichtidentität, der Sehnsucht, etwas anderes zu sein und so ICH zu sein, ist die Erfüllung der Sehnsucht in der von der Sehnsucht nicht kontaminierten Materie gegenübergestellt. Der Bogen aus Stuck ist identisch mit sich, ohne Sehnsucht nach dem ICH, weil er ganz ICH ist, weil er ganz tot ist. Und so heißt auch das Gedicht „Muerte“.

Dies ist nicht unbedingt ein Plädoyer für das Nichtidentische, Sehnsuchtsvolle, für das wahre Sein in der exzentrischen Positionalität, im Sich-Verfehlen, in der Entfremdung, für das ICH zwischen ES und Über-ICH, zwischen Je und Moi. Hans Martin Gumbrecht liest es als ein Plädoyer für den Moment ästhetischen Erlebens, für den Moment der Epiphanie, der Präsentifikation ermöglicht, Eins-sein jenseits der Frage nach dem dahinterliegenden Sinn, jenseits der Sehnsucht nach dem, was wir nicht sind, jenseits der Sehnsucht nach dem ICH, nämlich in der erfüllten Sehnsucht, in der Insularität des Hier und Jetzt, des Augenblicks, der vergeht und uns doch betroffen zurücklässt, wenn auch vielleicht nicht verändert. Das wäre ein Plädoyer für das Erleben der Bilder, für das Geschehen-lassen, für das Sich-Einlassen auf die ästhetische Erfahrung in der Auseinandersetzung mit den Bildern von Menschen. Ein Plädoyer für Geschehen-lassen statt machen.

Momente der Hoffnung können dabei nicht nur die Zusagen eines Du an uns geben, die Zusagen der Eltern, die uns ins Leben riefen oder die Zusage Gottes, der uns nach Überlieferung des ersten Testaments bei unserem Namen gerufen hat, sondern auch Konzepte, in denen das ICH mit der Welt versöhnter ist als in unserem cartesianischen Dualismus. Im afrikanischen Konzept des alles umgreifenden Ubuntu wird die Person nicht aufgehoben, aber sie konstituiert sich von der Welt her und in der Welt, nicht im Gegenüber zu ihr. Sie bleibt auf die Welt angewiesen, wie die Welt selbst durch und mit den Personen ist. Die Sehnsucht nach dem ICH erscheint in der Perspektive von Ubuntu als befremdliche Fehlinterpretation der Wirklichkeit; als unsachgemäße Überbetonung des ICH gegen das Wir, die unsinnig ist, weil sie die wechselseitige Verwiesenheit von Allem verkennt.